

Kursächsische Bergbarte – Requisit einer „Volksparade“

BLICKPUNKT MAI. Das Tragen einer einheitlichen Berufstracht bei feierlichen Anlässen reicht im sächsischen Bergwesen wahrscheinlich bis ins späte 17. Jahrhundert zurück. Für diesen „Berg-Habit“ wurden der zeitgenössischen bergmännischen Berufskleidung zwar einzelne Funktionselemente entnommen, etwa das „Arschleder“ zur Schonung des Hosenbodens. Wesentlicher war jedoch ein gleichförmiges und militärisch wirkendes Erscheinungsbild dieser Kluft, weswegen Schnitt, Material und Farben nicht zufällig an Uniformen erinnern. Die Berufstracht der sächsischen Bergleute entstand nicht als Ausdruck eines Repräsentationsbedürfnisses der Bergleute selbst, sondern unterlag einem obrigkeitlichen Konzept zur Integration dieser strategisch wichtigen Berufsgruppe in unterschiedliche öffentliche und offizielle Kontexte, etwa höfische Feste oder Umzüge bei Turnieren. Passenderweise führten die Untertagetragtrichter ranggebundene und -einheitliche, wenn auch fantasievoll gestaltete Paradewaffen und -werkzeuge mit sich. Im Folgenden wird das einzige derartige Stück im Bestand der handwerksgeschichtlichen Sammlung des Germanischen Nationalmuseums, eine Bergbarte, en detail und im Kontext vorgestellt.

Eine sächsische Paradewaffe

Das vorliegende Stück setzt sich aus einem Helm (Halm) genannten Stiel aus Obstholz und einer eisernen Klinge, dem Bart, zusammen. Sie misst in der Länge insgesamt

90 cm, wobei 70 cm auf den Helm entfallen (Abb. 1). Dieser weist einen ovalen Querschnitt und einen abgeflachten Rücken auf. Beide Flanken des Helms sind mit reichem Dekor in Form von spiegelsymmetrisch eingelegeten und teilweise mit Messingnägeln fixierten Beinplättchen versehen. Die kleinsten Plättchen sind scheibenförmig und umspielen größere herzförmige und rechteckige Einlagen, in deren Oberflächen ebenfalls spiegelsymmetrisch überwiegend Rosetten, Blüten, Blumen und volutenartige Wirbel graviert sind. Die größeren Plättchen sind ihrer Form nach abwechselnd gereiht. Auf beiden Seiten ist in das dritte Plättchen von vorne eine kniende männliche Figur in zeitgenössischer Kleidung mit gefalteten Händen eingraviert. Zum hinteren Ende hin ragen auf den Stielflanken jeweils zwei spitzdreieckige Plättchen mit Volutendekor Richtung Helmspitze. In den planen Rücken des Helms ist am vorderen Ende ein gekreuzigter Christus mit merkwürdig überlangen Beinen eingelegt. Da sich die beiden Knienden auf den Flanken auf Höhe des Christus befinden, dürften sie sich auf diesen beziehen und bilden in ikonografischer Hinsicht eine Anbetungsszene. Richtung Helmende folgt auf dem Rücken des Helms ein Muster aus kleinen Scheiben sowie ein rechteckiges Plättchen mit Voluten. Ein spitzdreieckiges Plättchen mit Schuppendekor leitet zum eigentlichen Helmende über. Auf diesem steckt ein näherungsweise L-förmiges Knochenstück, das mit drei Nägeln am Holzkorpus des Stiels



Bergbarte, Kursachsen, dat. 1683, Obstholz und Bein; L. 90 cm, L. Klinge: 25,7cm, Br. 23,8 cm.

fixiert ist. Die Nagelköpfe werden von kleinen Beinscheiben verdeckt. Dieses Endstück des Helms ist wohl ein Teil der Meta- und Epiphyse eines großen Langknochens oder Beckenknochens, etwa vom Rind. Die Außenflächen des Knochenstücks sind ebenfalls mit graviertem Dekor versehen. Dieser setzt sich aus zwei aufeinander Bezug nehmenden Einzelmotiven zusammen, die von Blättern, Rosetten und Tulpen umrankt und eingerahmt werden. Zum einen ist ein Reiter im Halbprofil auf einem steigenden Ross mit wallender Mähne und gekämmtem Schweif zu erkennen. Der Reiter mit spitzem Schnurbart und schulterlangem Haar trägt einen kronenartigen Hut, einen knielangen Mantel mit Pelzbesatz, kniehohe Schaftstiefel und führt in seiner rechten Hand offenbar ein Schwert. Rechts neben seinem Kopf ist eine bekrönte wappenförmige Kartusche mit hochovalen Feld zu sehen. Dieses ist auf halber Höhe geteilt und zeigt im Vordergrund zwei schräg gekreuzte Schwerter. Die obere Hälfte des Feldes ist zwölfmal geteilt. Rechts von diesem Wappen ist unterhalb eines von zwei gekreuzten Schwertern überlagerten Herzens wiederum eine hochovale Kartusche angeordnet. Deren Feld mit gekreuztem Schlägel und Eisen sowie der Jahreszahl „1683“ wird von einem umlaufenden Band gefasst. Die eiserne Klinge der Barte setzt sich aus einem kurzen Haupt, in dem das vordere Ende des Helms steckt, einer erhabenen und schachbrettartig geriffelten Schlagplatte sowie einem angedeutet trapez-

förmigen Blatt zusammen. Das schmale Blatt ist exzentrisch zum Helm angeordnet und besitzt eine einseitig angefastete stumpfe Schneide. Sein vorderes Ende, die Zehe, ist zu einer langen dreieckigen Spitze ausgeschmiedet und mündet in einer messingenen Kugel. An zwei diagonal zueinander versetzten Stellen weist das Blatt drei zu einem Dreieck angeordnete kreisrunde Durchbrechungen auf. Im Unterschied zu der mittigen dreipassförmigen Durchbrechung, die dem Aufhängen der Barte dient, sind diese rein dekorativen Charakters. Die Durchbrechungen sind insofern bemerkenswert, als sie sich bei etlichen erhaltenen Stücken, sowohl Einlegebarten als auch Holzbarten sowie Röhrenbarten des 17. und 18. Jahrhunderts, finden, bei-



Detail des Helmes mit Darstellung Johann Georg III.

spielsweise in der Sammlung des Stadtmuseums Zwickau. Unterhalb des Haupts sind die Initialen „CK“ in das Blatt geschlagen, eventuell handelt es sich dabei um ein bislang nicht zu deutendes Meister- oder Besitzerzeichen. Die dekorative Gestaltung des Helms mit Beineinlagen und das Hellebarden ähnliche, aber für Kampfzwecke untaugliche Blatt sind charakteristisch für einen bestimmten Typ bergmännischer Paradewaffen, die Bergbarten. Man unterscheidet zwischen drei Bergbartentypen: den Einlegebarten, Holzbarten und Röhrenbarten. Holzbarten weisen bei hölzernem Helm ausschließlich gemalten Dekor auf, während Röhrenbarten um einen Kern aus Holz eine vollständig beinerne Oberfläche besitzen. Das vorliegende Stück ist aufgrund der Beineinlagen im Helm als Bergbarte des Typs Einlegebarte anzusprechen.

Das „Wappen“ und der Reiter

Die Bergbarte entstand in der von 1680 bis 1691 dauernden Regierungszeit Johann Georg III. (1647–1691) von Sachsen. Dieser war ein Spross der albertinischen Linie des Hauses Wettin. Hierauf nimmt die schraffierte obere Hälfte des Wappenfeldes Bezug, wenngleich der zugehörige schrägrechte Rautenkranz fehlt. Darüber hinaus ist diese obere Hälfte zwölfmal anstatt neunmal geteilt, was darauf hinweist, dass dem Graveur eine exakte heraldische Darstellung nicht wichtig oder möglich war, z. B. weil er die Bedeutung der Teilung nicht kannte. Die untere Hälfte des Gesamtfeldes ist blank. Die horizontale Teilung des gesamten Feldes ist ebenfalls heraldisch nicht korrekt, weil es – wenn überhaupt – vertikal gespalten hätte sein müssen. Zwei schräg gestellte Schwerter sind dem geteilten Feld vorgeblendet. Sie weisen den Wappenführenden als Inhaber des Reichs-Erz-Marschall-Amtes aus, welches von jeher vom Kurfürsten von Sachsen ausgeübt wurde. Das dilettantisch komponierte „Wappen“ auf der Bergbarte erinnert in seinem Aufbau aus Versatzstücken am ehesten noch an das Herzschild des seit Mitte des 16. Jahrhunderts gebräuchlichen Kurfürstlich Sächsischen Wappens. Der Reiter mit gezogenem Schwert neben dem Wappen soll wohl Johann Georg III. selbst darstellen (Abb. 2). Hierfür sprechen sowohl der charakteristische Schnurrbart als auch die offen getragenen schulterlangen Haare. Porträts dieses Kurfürsten zeigen ihn fast ausnahmslos mit beidem, während sein jung verstorbener Nachfolger Johann Georg IV. ausschließlich bartlos porträtiert wurde. Johann Georg II., sein Vater, wurde zwar ebenfalls schnurbärtig und mit offenem schulterlangen Haar dargestellt, doch galt er seinen Zeitgenossen als schwacher, dem Trunke zugeneigter Herrscher, was nicht so recht zu einem Reiter auf steigendem Pferd und mit gezogener Klinge passen mag. Dieses Bild passt demgegenüber gut zum Selbstverständnis Johann Georg III., der aufgrund seiner auf vielen Feldzügen gezeigten Kriegstüchtigkeit als „Sächsischer Mars“ angesehen wer-



Detail des Helmes mit Darstellung des Gewerkszeichens der Bergleute.

den wollte. Er verstand sich als oberster Kämpfer des Reiches und interpretierte sein zeremonielles Erzamt als Träger des Reichsschwertes in einem ursprünglichen Sinn. Johann Georg III. befehligte 1683 nicht nur das sächsische Truppenkontingent im Einsatz vor Wien, sondern tat sich auch im Pfälzischen Erbfolgekrieg gegen die Franzosen hervor. So erscheint denkbar, dass sich die eingravierte Jahreszahl auf die Waffentat vor Wien beziehen könnte. Die Anbetungsszene würde dieser Interpretation zumindest nicht entgegenstehen, weil das Waffenglück gegen die Osmanen nur unter himmlischem Segen möglich schien und als Gottesurteil galt. Immerhin waren

nicht nur die sächsischen Soldaten vor Wien auf Johann Georgs Wirken hin auch mit dem offiziellen Schlachtruf „Jesus und Maria hilf“ ins Feld gezogen.

Das Gewerkszeichen

Gekreuzte Schlägel und Eisen sind die seit dem Spätmittelalter von den Bergleuten selbst verwendeten Gewerkszeichen (Abb. 3). Sie finden sich auf allen möglichen Requisiten der Knappschaften, Bergbruderschaften usw., so auf Siegelstempeln oder Funeralgeräten. Die beiden derart arrangierten Werkzeuge verweisen allerdings nicht auf eine bestimmte lokale oder regionale Korporation, nicht einmal den abgebauten Rohstoff. Schlägel und Eisen wurden von allen Bergleuten als Symbole ihres Gewerks akzeptiert und sind lediglich ein eindeutiger Hinweis darauf, wie, womit und vor allem in welcher Umgebung gearbeitet wurde: unter Tage. Im Einsatz diente das Eisen als geschäfteter Meißel, welcher an die zu bearbeitende Stelle angesetzt wurde und auf dessen hinteres Ende der Bergmann mit dem Schlägel genannten Handhammer schlug. Auf diesem Wege konnten sowohl erzhaltige Brocken wie auch Kohle aus dem umliegenden Gestein gebrochen werden. Das bergmännische Symbol auf der Barte ist wohl nicht als zusätzliche Kennzeichnung des Stücks als Paradowaffe eines Bergmanns gedacht gewesen, weil Bergbarten ohnehin nur von Bergleuten geführt wurden. Wahrscheinlicher ist, dass die Kartusche mit Schlägel und Eisen Johann Georg III. gegenübergestellt sein sollte, um die Verbundenheit beider Seiten miteinander zum Ausdruck zu bringen – oder die gegenseitige Abhängigkeit voneinander.

Klingenform und Funktion

Bei der Klinge der Bergbarte handelt es sich typologisch um die einer Beschlagaxt bzw. eines Beschlagbeils. Die Wahl dieser Klingenform für ein Paradenrequisit ergibt im bergmännischen Bereich durchaus Sinn, weil die Bergleute solche Werkzeuge zur Herstellung von Vierkantbalken aus Stammholz mit rundem Querschnitt, die im Stollenbau als Stützen benötigt wurden, zu benutzen wussten. Das vordere Ende der Klinge, die sogenannte Zehe, ist zu einem relativ langen und spitzkonisch zulaufenden Ende zugeschmiedet. Ihre Spitze ist durch eine aufgepfropfte Messingkugel buchstäblich entschärft. In Summe ähnelt die Klinge damit der einer Hellebarde, also einer zu Hieb und Stich geeigneten Stangenwaffe des Fußvolks. Deren Funktion im Gefecht, etwa zur Bekämpfung von Berittenen, konnte eine Bergbarte jedoch nicht übernehmen. Hierfür war ihr Stiel viel zu kurz. Gegen den Einsatz von Bergbarten als „echte“ Kriegswaffen im Nahkampf sprechen darüber hinaus die ergonomisch nicht optimale Anordnung der viel zu leichten Klinge und nicht zuletzt der einseitige Anschliff derselben. Die Gründe, die gegen einen gefechtsmäßigen Einsatz von Bergbarten sprechen, unterstützen

andererseits eine Deutung als reine Paraderequisiten ohne konkretes historisches Funktionsäquivalent, vor allem der kurze Stiel und das geringe Gewicht. Die Forschung interpretiert die Bergbarten aus diesem Grund als ausschließlich „symbolische Wehr“, die bei Umzügen in erster Linie von einfachen Bergleuten geschultert mitgeführt wurde. Bergbarten sind aus Sachsen, der Steiermark und Schweden bekannt. Spätestens seit dem frühen 18. Jahrhundert wurden sie endgültig als Attribut des Tracht tragenden Bergmanns vermittelt. Als Typenvorbild aller nachfolgenden Bergbarten gilt die im Historischen Museum Dresden (Rüstkammer) aufbewahrte „Freiberger Bergbarte von 1629“, die dem Kurprinzen Johann Georg I. als Willkommgeschenk des Rates der Stadt Freiberg anlässlich eines Besuchs der kurfürstlichen Familie überreicht wurde. Der erste quellenmäßig fassbare „Berghäuerzug“, bei dem Bergbarten mitgeführt wurden, fand 1719 im Plauenschen Grund bei Dresden anlässlich der Hochzeit des sächsischen Kurprinzen August III. mit der österreichischen Erzherzogin Maria Josepha statt. Dieser Aufzug war im Stil einer militärischen Parade gehalten und die Bergleute konnten bzw. mussten dabei derart ihre wirtschaftliche Bedeutung für den Staat sowie ihre Obrigkeitstreue darstellen. Diese „Machtdemonstration“ des Kurhauses wie der Bergleute hatte Vorbildcharakter, so paradierten nach sächsischem Vorbild ausgestattete Bergleute beispielsweise 1765 in Leoben anlässlich des Besuchs Maria Theresias und ihres Hofes. Für die mediale Vermittlung des Bildes vom Untertagetragtrichter sorgten anschließend Verlage wie der Nürnberger von Christoph Weigel, etwa mit der 1721 herausgebrachten „Abbildung und Beschreibung derer sämtlichen Berg Wercks-Beamten und Bedienten nach ihrem gewöhnlichen Rang und Ordnung im behörigen Berg-Habit“. Die Grafiken Christoph Weigels waren wiederum Vorlagen für die Meißener Porzellanmanufaktur, in der ab 1742 Plastiken von Bergleuten im Habit gefertigt wurden.

► THOMAS SCHINDLER

Literatur: Sonja Windmüller: Volksparaden. Kulturwissenschaftliche Annäherungen an das Militärische im Festzug. In: Andreas Bimmer (Hrsg.): Das Militärische im Volksleben (= Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung, NF 36). Marburg 2001, S. 11–38. – Uta Deppe: Die Festkultur am Dresdner Hofe Johann Georgs II. von Sachsen (1660–1679) (= Schleswig-Holsteinische Schriften zur Kunstgeschichte, 13). Kiel 2006, S. 278–279. – Dirk Syndram / Antje Scherner: In fürstlichem Glanz. Der Dresdner Hof um 1600. Dresden 2004, S. 163, Kat.-Nr. 51. – Bergbau-Kunst-Brauchtum. Eine Ausstellung zum 500. Bergstreitag 18. Mai – 18. August 1996 [Ausstellungskatalog]. Zwickau 1996, S. 12–13. – Bernd Ersting (Hrsg.): Georgius Agricola Bergwelten 1494 / 1994. Katalog zur Ausstellung des Schloßbergmuseums Chemnitz und des Deutschen Bergbau-Museums Bochum in Zusammenarbeit mit den Sächsischen Kunstsammlungen Görlitz. Essen 1994, S. 226.